



Das Abstrakte im Konkreten suchen – oder umgekehrt: Imi Knoebels Ausstellung im Haus Konstruktiv in Zürich.

STEFAN ALTENBURGER / PRO LITTERIS

Was ist ein Bild, fragt Imi Knoebel und demontiert unsere Sehgewohnheiten

Der deutsche Maler und Bildhauer der Minimal Art schafft Werke, die weder konkret noch abstrakt sind

SUSANNA KOEBERLE

«Raum 19» und «Guten Morgen, weisses Kätzchen»: Unterschiedlicher könnten diese beiden Titel kaum sein. Der eine trocken und sachlich, der andere lyrisch-verspielt. Die eine Buchstabenfolge ist der Name eines der bedeutendsten Werke Imi Knoebels, die andere das Motto der grossen Einzelausstellung des deutschen Künstlers im Haus Konstruktiv. Ein weisses Kätzchen: Nicht gerade die erste Assoziation, die man hat, wenn man sich im Zürcher Tempel der konstruktiv-konkreten Kunst befindet.

Will Imi Knoebel etwa mit uns spielen? «Ist da noch ein freies Plätzchen?», heisst es weiter im deutschen Kinderreim, den Knoebel beim Presserudgang zusammen mit seiner kleinen Enkelin Toska plötzlich rezitiert. Die Fortsetzung des Reims trifft den Kern dieses eindrücklichen Œuvres schon eher. Es ist die grundlegende Frage nach dem Platz der Kunst, nach ihrer Verortung, ihrer Bedeutung.

Leere Bilder

Betreten wir die grosse Halle des Hauses Konstruktiv, stehen wir vor einem Bild. Einem Bild? Die Ansammlung von grossen und kleinen Formen aus Hartfaserholz, die wir sehen, heisst «Raum 19» und wird von Knoebel als gebautes Bild definiert; er selbst bezeichnet sich übrigens als Maler. «Was ist ein Bild?», scheint dieses Werk implizit zu fragen. Aus wie vielen Stücken «Raum 19» besteht, kann niemand genau sagen. Dass von dieser erstmals 1968 geschaffenen Arbeit vier Versionen existieren, ist Indiz für die zentrale Stellung des Werks. In Zürich steht nun die dritte und grösste Version. Seit 2006 wird «Raum 19» zusammen mit dem Werk «Batterie» (2005) gezeigt, einem immensen Kubus aus mit phosphoreszierender Farbe beschichteten Aluminiumplatten.

Meterhoch gestapelte Kuben, gekrümmte Volumen, geometrische Formen von klein bis riesengross, Winkel,

geschichtete Platten – und dazwischen Keilrahmen. Alle Zutaten für ein Bild sind da, wir sehen quasi ein Bild vor dem Bild, die Möglichkeit eines Bildes. Ange deutet ist dies auch an den Wänden, an denen leere «Bilder» hängen. Unser Fokus richtet sich automatisch auf das braune Material, hierzulande auch bekannt als Pavatex, das eine ganz eigene Optik hat. Und wohl auch Haptik – berühren darf man das Kunstwerk allerdings nicht, es sei eines der teuersten Werke, die jemals im Haus ausgestellt gewesen seien, sagt die Kuratorin der Ausstellung, Sabine Schaschl, die auch Direktorin des Hauses Konstruktiv ist.

Sie erzählt die Geschichte hinter diesem gigantischen Bild. Knoebel lernte an

Das absolut Gegenstandslose gibt es nicht, auch wenn uns das die dogmatischen Zürcher Konkreten glauben machen wollten.

der Werkkunstschule Darmstadt Rainer Giese (1942–1974) kennen. Beide nahmen dort den Vornamen Imi an und nannten sich fortan «IMI & IMI», wobei Imi eine Abkürzung von «Ich mit ihm» war, eine Grussformel, die sich die beiden jungen Künstler beim Abschied zuriefen. 1964 ging es an die Kunstakademie nach Düsseldorf, wo sie zunächst Grafik studierten. Ein Jahr später wechselten sie in die Klasse von Joseph Beuys, der im Raum 20 unterrichtete. Sie konnten sich einen eigenen Raum (den Raum 19) sichern, den sie zu Beginn mit Jörg Immendorff und Blinky Palermo teilten. Dort begannen sie mit dem billigen Werkstoff zu experimentieren.

Obwohl die Installation ein Atelier evoziert, ist «Raum 19» in keiner Weise eine Abbildung des historischen Raums 19. Vielmehr ist die Arbeit als eine Art Inventar zu lesen. Schaschl sieht darin die Vokabulare des Künstlers versammelt, und tatsächlich ist der Vergleich mit Sprache gerade bei Knoebel treffend. Denn anders als für die Konkreten – Zürich war ja mit Vertretern wie Max Bill eine Hochburg dieser Kunstströmung – ist bei Knoebel Sprache kein starres System, das auf nichts anderes als sich selbst verweist. Sein Vokabular ist vielschichtiger, komplexer, heterogener – es lässt sich nicht auf eine Dimension reduzieren.

Die konkrete Poesie etwa versuchte Sprache als reines Buchstabenmaterial zu verwenden, als Sprache, die sich selbst zum Gegenstand macht. Reinheit gibt es aber nur in Gedanken – und auch dort nicht wirklich. Auch reine Kunst ist eine Fiktion, denn sie lebt immer vom Bezug zur Realität. Das absolut Gegenstandslose gibt es in diesem Sinn nicht, auch wenn uns das die dogmatischen Konkreten glauben machen wollten.

Alles andere als dogmatisch

Knoebels Kunst ist alles andere als dogmatisch, obwohl sie mit ihren geometrischen Formen und ihrer teilweise expliziten Bezugnahme auf Malewitschs Suprematismus zuweilen streng daherkommt. Sachlich und konstruiert wirkt auf den ersten Blick auch der 21-teilige Werkkomplex «Kernstücke» im vierten Stock des Hauses, der gewissermassen das Alphabet des Künstlers darstellt. Auch hier begegnen wir Flächen, Strichen und strengen, geometrischen Formen. Doch plötzlich entdeckt man auf dem kupfernen Bild «ETZI KETZI» (1982/2015) einen plastisch wirkenden, groben Pinselstrich.

Knoebel habe in den Ferien auf einer griechischen Insel beobachtet, wie einem Handwerker die Farbe ausgegangen sei und dieser durch eine quetschende Be-

wegung das letzte Quentchen Farbe aus dem Pinsel zu holen versucht habe. Diese Geste wiederholte der Künstler bei seinem Werk. Derartige Verankerungen in der Realität finden sich bei Knoebel immer wieder.

Ein anderes Beispiel ist die Kartonschachtel «Fundstücke» (1981/2014), die auf einem Hartfaserkubus («Körper-Buffer», 1968/2014) liegt, als sei sie beim Einrichten der Ausstellung vergessen gegangen. Die künstlerische Arbeit besteht auch darin, Zufälle zuzulassen, zu experimentieren und dann eine Auswahl zu treffen. Auch dies verdeutlicht den markanten Unterschied zur Haltung der konstruktiv-konkreten Kunst. Zufälle sind nämlich dort keine geplant. Was aber nicht heisst, dass Knoebels Arbeiten hier fehl am Platz wären, denn genau das macht den Reiz dieses Museums aus: dass es diese Strömung weiterdenkt und aufzeigt, wie sie auf die folgenden Generationen wirkte und dabei verwandelt wurde.

Eine Verwandlung übrigens, die innerhalb von Imi Knoebels Werk ebenfalls zu beobachten ist. Für die Ausstellung im Haus Konstruktiv schuf der Künstler eine Serie neuer Arbeiten. Dass Bilder immer auch einen Raum erzeugen, wird hier besonders deutlich. Die freien Formen aus Aluminiumplatten sind mit sichtbaren Pinselstrichen bemalt, wobei die Farbe auch die Ränder der Platten bedeckt. Die von der Wand abstehenden Flächen erhalten dadurch eine besonders grosse Plastizität und Körperlichkeit. Man meint sogar zuweilen Körper zu erkennen, sei es ein Rückenakt oder ein Torso.

Aber eben, die Kategorien abstrakt oder konkret greifen zu kurz, um Imi Knoebels Werk zu beschreiben. Im selben Raum ist auch ein kleines, mattschwarzes Bild zu finden: Es heisst «Zürich». Ein kleiner Seitenhieb gegen den zwinglianischen, etwas engen, konstruktiv-konkreten Geist dieser Stadt? Oder eine Hommage?

Zürich, Haus Konstruktiv, bis 2. September.

Die Kurve gekriegt

Der Erfolg lässt dem Theater Neumarkt Flügel wachsen

DANIELE MUSCIONICO

Sie sind Zürichs entspannteste Intendanten, Peter Kastenmüller, der Joviale aus München, und Ralf Fiedler, der Komplexe aus dem Allgäu. Und ein bisschen Entspannung darf sein, immerhin war die vergangene Spielzeit die erfolgreichste ihrer bisherigen Direktion: Mehr als 21 000 Besucher wie in der letzten Saison hat das Theater Neumarkt seit über zehn Jahren nicht mehr verzeichnet. Die Beliebtheit ist auch deshalb beachtlich, weil das Haus kein Stammpublikum mehr besitzt, «der klassische 68er ist weggefallen», beobachtet Peter Kastenmüller.

Kunst für Spanner

Stattdessen bindet man mit jeder Inszenierung wieder neue, spezifische Kreise und Szenen ans Haus. Mit kulinarischen Liederabenden, aber auch mit sperrigen Denkstücken hat man das nur mässig verfügbare Zürcher Publikum geknackt, und der Spielplan hat Methode: Die Stoffe sind zeitgenössisch mit klarer Anbindung an die Realität. So gelingen, wie etwa mit Robert Menasses Romanadaptation «Hauptstadt», Erstaufführungen mit internationaler Ausstrahlung.

Doch das Wichtigste, vielleicht: Das junge Ensemble ist fit und sexy. In Sachen selbstbewusste Postfeministinnen und selbstironische Macho-Muskelmänner ist die spielwütige Bühnencrew nachgerade ein Modell, um theaterferne Publikumsschichten zu gewinnen. Denn selten ist Kunst so voyeuristisch wie im Theater, so selbstbezüglich und narzisstisch zeitgemäss.

Auf jeden Fall ist das, was auf der Zürcher Neumarkt-Bühne geschieht, ein Zuschauerangebot zur Identifikation und Selbstbefragung städtischer Nachpubertärer, (fast) egal welchen Alters. Als Anerkennung für das strategische Händchen hat das Haus seit kurzem eine besondere Ehre: Es ist neuer Ko-produktionspartner der Berliner Auto-rentheatertage.

«Hall of Fake»

Noch eine letzte Spielzeit, dann ist für das Intendantengespann Kastenmüller und Fiedler Schluss. Man will 2019 das Programm als «Skulptur» verstehen, das klingt wolzig und ein bisschen nach Beuys, aber das Vertrauen in die Intendanten ist gross. Im Übrigen wird das Erfolgsrezept bis zum Ende weitergeführt: Man versteht sich als «Hall of Fake» und will künstlerische Positionen zwischen Fiktion und «fake alternatives» verhandeln.

Es sind irre Geschichten, die sich am topaktuellen Irrsinn der Wirklichkeit messen. Eine Klamotte etwa um einen falschen König aus Arabien, namens «Hulla Bulla» (eine Arnold-und-Bach-Komödie); oder die Gruselgeschichte des «Ubu Roi», Alfred Jarrys Königs- und Machtmenschen in aktueller Potenz. Ihn inszeniert Alexander Eisenach, ortsbekannt durch die bildstarke Umsetzung von Ayad Akhtars Stück «Geächtet», das hier als Schweizer Erstaufführung zu sehen war.

«Vernon Subutex» in Zürich

Nach der glücklichen Menasse-Erstaufführung ist kurz vor Schluss noch ein ähnlicher Glücksfall zu erwarten: Man hat die Rechte ergattert an der deutschsprachigen Erstaufführung des zweiten Teils des Romans «Vernon Subutex» von Virginie Despentes. Das ist für ein so kleines Haus eine grosse Leistung. Peter Kastenmüller inszeniert die Pièce de Résistance des letzten Spielplans selbst, ein Gesellschaftspanorama aus einem Frankreich der sozialen Risse.

Stefan Pucher wird den Stoff als Erster in Deutschland auf die Bühne bringen, an den Münchner Kammerspielen, doch erst im kommenden Juni. Zumindest was das Theater betrifft, steht es also im Spiel gegen Deutschland schon einmal 1:0 für die Schweiz.